

Fünftausend zusätzliche Publikationen ließ Alexander Demandt, emeritierter Althistoriker der Freien Universität Berlin, für die erste (und, wie der Verfasser im Vorwort versichert, gleichzeitig letzte) Neubearbeitung seines berühmten Handbuchs zur Spätantike von 1989 (s. R. Klein, *Bonner Jahrb.* 190, 1990, 648–650) zusammentragen. Das beeindruckende Resultat der Fördergelder kann im Internet begutachtet werden (<http://userpage.fu-berlin.de/~antike/fmi/antike/Bibliographie.html>). Der Autor selbst scheint allerdings eher skeptisch zu sein. Während er 1989 noch von den Jahr für Jahr wachsenden Detailkenntnissen spricht (S. V), heißt es 2007 lapidar: »Vier Fünftel von allem Wissenswerten über die Spätantike findet sich bereits bei Edward Gibbon und Jacob Burckhardt« (S. V). Schon die Voraussetzung dieser Aussage, dass sich nämlich ›das Wissenswerte‹ zwischen dem achtzehnten und dem einundzwanzigsten Jahrhundert nicht wesentlich verändert hat, wird allerdings nicht jeder akzeptieren wollen. Und dass auf derselben Seite die steigende Zahl der Publikationen beklagt wird, könnte man bei einem so bewundernswert produktiven Autor wie Demandt fast als Selbstironie bezeichnen.

Jedenfalls wird wer den Forscher und seine ›Spätantike‹ von 1989 kennt, nicht überrascht sein, in der Neubearbeitung von 2007 keine Neukonzeption zu erkennen. Schon die Gliederung ist mit der Mischung von katalogartiger Darstellung (I. Die Quellen), erzählenden Partien (II. Die politische Geschichte) und thematisch orientierten Abhandlungen (III. Die inneren Verhältnisse) fast identisch. Hinzugekommen sind nur je ein Kapitel über die Germanen (S. 379–386; es war zuvor bei den Regionen integriert) und über den Aberglauben (S. 567–578). Andererseits ist das Buch insgesamt hundertvierzig Seiten stärker. Der meiste Zuwachs ist mit je etwa zehn Seiten in den Teilen I (Die Quellen), II 3 (Constantin der Große) sowie III 1 und III 6 über den Staat und die Religion (mit neuen Abschnitten über heidnischen Monotheismus, das Judentum sowie christliche Askese) zu verzeichnen. Hinzukommt das Literaturverzeichnis mit etwa siebenhundert zusätzlichen Titeln; der Rest verteilt sich ungefähr gleichmäßig. Dass eine große Zahl von Anmerkungen und die Literaturbasis erweitert wurden, zeigt ein schneller Blick; eine genaue Durchsicht lässt erkennen, wie sehr immer wieder auch der Text verändert wurde, dessen Struktur zwar meist beibehalten wurde, der an vielen Stellen aber kleinere Korrekturen, Modifikationen oder Umstellungen aufweist. Auf ereignisgeschichtlicher Ebene kann das im Einzelfall auch einmal zum genauen Gegenteil des früher Behaupteten führen (s. u.).

Der bekannte Nutzen des Handbuchs für jeden, der eine erste, schnelle Orientierung sucht, wird noch vergrößert durch das erweiterte kommentierte Quellenverzeichnis (S. 1–43; die Auswahl der Literatur ist hier allerdings nicht immer nachvollziehbar und strittige Fragen der Datierung oder Ähnliches bleiben ausgespart) und durch vervollständigte beziehungsweise korrigierte Herrscherlisten, Stammtafeln und Schemata (S. 495–505).

Alexander Demandt, **Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian (284–565 n. Chr.)**. Zweite, vollständig bearbeitete und erweiterte Auflage. Handbuch der Altertumswissenschaft III 6. Verlag C. H. Beck, München 2007. 604 Seiten.

Die Kombination von im Wesentlichen beibehaltenem Text und neuen Anmerkungen ist für denjenigen Leser allerdings nicht unproblematisch, der erwartet, dass letztere den ersteren immer belegen. Hier gibt es durchaus Diskrepanzen. Nicht selten hat sich der Autor entschlossen, die in der hinzugefügten Literatur anders gesetzten Akzente zu übergehen. So ist etwa auf den Seiten 483 und 636 von der definitiven Schließung der Platonischen Akademie durch Justinian (529 n. Chr.) im Zuge kaiserlicher Heidenverfolgung die Rede, in der dazugehörigen Anmerkung sind aber auch die neueren Schriften aufgeführt, in denen diese traditionelle Sicht gerade mit gewichtigen Gründen bestritten wird.

Generell ist die Disposition von Streitfragen Demands Sache in diesem Handbuch nicht; auch Perspektivenwechsel in der Forschung der letzten hundert Jahre werden kaum einmal deutlich. Die einhundertvierzig zusätzlichen Seiten hätten dafür zwar ausgereicht, mit einer solchen Richtungsänderung dann aber den Charakter des Buches grundsätzlich gewandelt. Vor dem Hintergrund von Demands Skepsis gegenüber neuen Interpretationsmodellen ist seine Entscheidung, den Fortschritt – und den Zuwachs – auf der Mikroebene der Einzelergebnisse und der Fußnoten anzusiedeln, also ganz folgerichtig.

Wenn der Autor doch einmal in eine Kontroverse eintritt, kann man von einem besonderen Interesse bei ihm ausgehen. Dies gilt insbesondere für die Zeit Konstantins, der er sich erst in jüngerer Zeit intensiv zugewandt hat. Hier gibt es nicht nur zahlreiche Überarbeitungen und neue Passagen (etwa zum Tod Maximianus, zur konstantinischen Wende, zur Hinrichtung des Crispus: S. 82–95), sondern auch auf besonderes Engagement deutende Wertungen. (Dass er dabei die gut begründete These von Peter Weiß zum Zusammenhang der Apollonision Konstantins [310 n. Chr.] und der sogenannten Kreuzesvision [zuletzt in *Journal Roman Arch.* 16, 2003, 237–259] als »abenteuerlich« bezeichnet [S. 83 Anm. 64], ist ein Fehlgriff, zumal seine knappe Argumentation den irrigen Eindruck erweckt, Konstantin habe dieser These zufolge ein Gesicht und eine Schrift am Himmel gesehen; das Gegenteil ist der Fall.) Dabei zeigen sich aber auch die Schwierigkeiten, die das Einfügen von Satzteilen in einen früheren Text mit sich bringt: Die Inschrift auf dem Konstantinsbogen »rühmt den Sieg über den ›Tyrannen‹, wie die Kirchenväter Christenverfolger zu nennen pflegten« (S. 84), die Erläuterung nach dem Komma ist gegenüber der Ausgabe von 1989 (a. a. O. 67) hinzugekommen, wobei mancher Leser den Eindruck bekommen dürfte, Maxentius sei damit als Christenverfolger gebrandmarkt worden. Tatsächlich ist dieser christliche Tyrannenbegriff hier noch ohne Belang und Maxentius in der Inschrift ausschließlich der illegitimen Gegenkaiser; so hatte es auch die früher dazugehörige Anmerkung (a. a. O. Anm. 31) ausgeführt, die 2007 aber durch weitere Ergänzungen mehrere Sätze nach hinten verschoben ist.

Im selben Satz heißt es weiter, die Inschrift besage, »daß Constantin seinen Sieg *instinctu divinitatis* – »auf Eingebung der Gottheit: oder ›seiner Göttlichkeit‹ er-

rungen habe. Mit dieser neutralen Formulierung« hätten Heiden wie Christen einverstanden sein können. Die nach dem Gedankenstrich folgende Übersetzung von »*instinctu divinitatis*« ist die Erweiterung gegenüber 1989 (a. a. O. 67), wo vom traditionellen Verständnis ausgegangen wurde, dass es sich um die Eingebung der (oder einer) Gottheit handelt. Aber abgesehen davon, dass die neuerdings von Frank Kolb verfochtene zweite Möglichkeit sprachlich unhaltbar ist (wobei Demandt dem einzigen Argument Kolbs [»auf Eingebung der Gottheit« hätte »*instinctu dei*« heißen müssen] mit zeitgenössischen Belegen [Anm. 77] für »*divinitas*« als Begriff für die Gottheit sogar den Boden entzieht), passt die Fortführung des Satzes nicht mehr zu dieser Erweiterung. Denn den Christen wäre mit einem Verweis auf des Kaisers eigene Göttlichkeit zweifellos nicht gedient gewesen, und überhaupt kann man nun den absurden Eindruck bekommen, Konstantins Inschrift habe dem Leser die Wahl zwischen zwei Bedeutungen gelassen.

Zu den in dieser zweiten Auflage intensiver genutzten Quellen gehören archäologische Reste (s. generell S. 7 f.). Dies gilt für die Ebene der Denkmäler ebenso wie für die der Quellentypen (etwa Insignien, Beisetzungsorte und bildliche Repräsentationen der Kaiser). Natürlich war auch hier keine Vollständigkeit zu erreichen. Im Schul- und Bildungskapitel hätte man etwa auf die ›Universität‹ von Alexandria hinweisen können, deren spätantike Reste (die ersten ihrer Art, die wir haben) auf dem Gelände Kôm-el-Dikka im Zentrum der antiken Stadt seit zehn Jahren die Forschung beschäftigen (Z. Kiss et al. [Hrsg.], *Fouilles polonaises à Kôm-el-Dikka* [Warschau 2000]; T. Derda et al. [Hrsg.], *Alexandria. Auditoria of Kom el-Dikka and Late Antique Education*. *Journal Juristic Papyrology*, Suppl. 8 [Warschau 2007]; mit dem hellenistischen Museion [S. 483] haben sie jedenfalls nichts zu tun.). Jedenfalls aber wurden archäologische Zeugnisse – 1989 wie 2007 – immer nur punktuell eingesetzt, nicht etwa zur Grundlage einer regional ausdifferenzierten Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gemacht. Dies ist der Anlage des Werkes durchaus angemessen. Regionalstudien sind ja weitgehend auf das kurze Kapitel ›Länder und Völker‹ (S. 366–378) beschränkt, wobei den einzelnen Reichsteilen nur ein bis zwei Seiten gewidmet sind.

Schon die erste Auflage war für einen überaus plastischen, lebensnahen Erzählstil berühmt, der die gewaltige Stoffmenge in pointierter und prägnanter Diktion präsentierte. Dafür musste man gelegentlich mutige Aktualisierungen, eine fast apodiktische Entschiedenheit und eine starke Gewichtung des überlieferten Einzelfalls in Kauf nehmen. Stil und Art des Zugriffs sind in der neuen ›Spätantike‹ dieselben geblieben. Das verarbeitete Material ist, wie gesagt, erheblich angewachsen, vor allem durch eine stärkere Einbeziehung christlicher Quellen und durch die nachgetragene Literatur (allerdings mit einigen Lücken namentlich im neuen Jahrtausend; s. etwa die Zusammenstellung von St. Esders in <http://hsokult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2008-4-123> [Anm. 3]). Das Problem der Verallgemeinerbarkeit und der Glaubwürdigkeit literarisch überlieferter Einzeldaten ist

für Demandts Text, der gerade durch sie seine Plastizität gewinnt, weiterhin nicht gering, zumal er auf Quellenkritik aus Platzgründen natürlich meist verzichten muss. So trägt dann auch 2007 nicht selten ein einziges Quellenzitat in den Anmerkungen eine ziemlich allgemeine Aussage. Am streckenweise sehr persönlichen Charakter der Darstellung hat sich also nichts geändert.

An vielen Stellen herrscht immer noch – trotz der Diskussionen in der Fachwelt – große Entschiedenheit: So haben die Vandalen den Rhein an Silvester 406 n. Chr. überschritten und sind im Jahr 429 auf Bitten des römischen Generals Bonifatius nach Africa gekommen. Die alternative Datierung ›Silvester 405‹ (Vgl. M. Kulikowski, *Britannia* 31, 2000, 325–345) und die – nach Meinung vieler Historiker an dieser Stelle geringe – Glaubwürdigkeit des Prokop werden nach wie vor nicht diskutiert. In einigen Passagen ist gegenüber 1989 größere Vorsicht zu spüren: So wird den Germanen ein Geschichtsbewusstsein nicht mehr rundweg abgestritten; dass Kaiser Numerian von seinem Schwiegervater, dem Prätorianerpräfekten Aper, ermordet wurde, ist kein Faktum mehr; von einer Einrichtung der Diözesen als Mittelinstanz zwischen Provinz und Präfektur durch Diokletian ist nicht mehr die Rede (2007 S. XXI gegenüber 1989, a. a. O. XVIII; 2007 S. 58 gegenüber 1989, a. a. O. 46; 2007 S. 67 im Gegensatz zu 1989, a. a. O. 54.). An anderen Stellen ist die Entschiedenheit sogar noch gewachsen, so beim Tod von Konstantins östlichem Gegenspieler Licinius und von dessen kurz zuvor ernanntem Caesar Martinianus. Hier stehen sich (wie so oft) zwei Quellentraditionen gegenüber, die eine (Zos. 2, 28; Eutr. 10, 6) hat vor allem das Ziel, Konstantin als systematischen Eidbrecher darzustellen, der Martinianus sofort und Licinius etwas später (325 n. Chr.) töten lässt, ohne dass eine Motivation für das eine oder andere erkennbar wird; die andere, pro-konstantinische (Anon. Val. 28–29; Socr. 1, 4; Zon. 13, 1) lässt Konstantin nicht morden, sondern hinrichten, da Licinius (wie vorher Maximian) nämlich versucht habe, wieder an die Macht zu kommen. Demandt scheint in der neuen Buchausgabe die Entscheidung gegen diese Version nicht mehr schwerzufallen (S. 89: »fraglos«), nachdem er 1989 (a. a. O. 70 f.) die Möglichkeit von hochverräterischen Plänen der Getöteten noch offen lässt. In die gleiche Richtung geht eine Korrektur hinsichtlich des vorangegangenen Bürgerkriegs zwischen Konstantin und Licinius. In der ersten Auflage gilt dem Autor das Umstürzen der Standbilder Konstantins (Anon. Val. 14 f.) noch als Faktum und als Signal des Licinius zum Kriege (S. 69). Nun dagegen wird die Faktizität und überhaupt Licinius' Kriegswille in Frage gestellt, der Beginn der Feindseligkeiten vielmehr, die konstantinfeindliche Tradition bei Eutrop zitierend, ausschließlich (und kommentarlos) auf Konstantins »Streben nach Weltherrschaft« zurückgeführt.

Derlei Interpretationsfragen stellen sich naturgemäß an vielen Stellen, und es hieße die Diskussionsfreude des Autors unterschätzen, wollte man annehmen, er selbst halte diese und andere von ihm mit einem Punkt abgeschlossenen umstrittenen Fragen nun für definitiv

beantwortet. Es fällt aber schon auf, dass die Entscheidungen 2007 durchgängig gegen die dem ersten christlichen Kaiser freundliche Tradition ausfallen.

Die Kernfrage der Interpretation des spätantiken Imperium Romanum bleibt für Demandt auch 2007 diejenige nach den Gründen seines Untergangs, wie der Abschnitt zur ›Deutung‹ zeigt, der (wie schon 1989) eine Abbreviatur seiner einschlägigen Monographie über den Fall Roms darstellt (Der Fall Roms. Die Auflösung des römischen Reiches im Urteil der Nachwelt [München 1984]). Leider ist auch 2007 wieder das für ein Handbuch problematische Prinzip angewandt, für die Nachweise der älteren Literatur nur auf dieses lange vergriffene Werk zu verweisen (S. 579 Anm. 1). An der Antwort hat sich nichts geändert, auch wenn ihre 1989 gefundene Zuspitzung (»der wichtigste Zerfallsgrund war der äußere und der innere Germanendruck« 1989, a. a. O. 321) jetzt unterbleibt (S. 387). Große Teile der jüngeren Forschung favorisieren dagegen einen eher fließenden Übergang zu neuen Herrschafts- und Lebensformen. Insofern als damit zuweilen eine Negierung des im Ergebnis klaren Zivilisationsbruchs im Westen einhergeht, ist Demandts unzeitgemäßes Festhalten an der Zerfallsthematik ein heilsames Gegenmittel und ein Anreiz, Interpretationsmuster der neueren Spätantikeforschung zu hinterfragen. Das ändert allerdings nichts daran, dass es die über den Untergang des weströmischen Reiches hinausweisende Aufgabe bleibt, die wechselseitigen Adaptionsfähigkeiten und -leistungen von Germanen und Römern zu untersuchen.

Es gibt verschiedene Arten, ein übergreifendes Werk zur Spätantike zu verfassen: Man kann eine problemorientierte Darstellung dieser Epoche versuchen, bei der deren spezifische Transformationen deutlich werden, wie sie gerade Stephen Mitchell vorgelegt hat; man kann auch auf die Multiperspektivität eines Sammelwerks aus der Feder mehrerer Autoren setzen, die verschiedene Blickwinkel und methodische Zugänge repräsentieren (St. Mitchell, *A History of the Later Roman Empire, AD 284–641* [Oxford 2007]; S. Swain / M. Edwards (Hrsg.), *Approaching Late Antiquity. The Transformation from Early to Late Antiquity* [Oxford 2004]). Bei der ersten Variante geht es dann aber mehr um die Charakterisierung einer Epoche als um ihre detaillierte Beschreibung, und bei der zweiten bleibt die Hoffnung, das bunte Mosaik möge sich zu einem kohärenten Bild und zu einer eigenen Systematik fügen, meist unerfüllt. Demandt hat 1989 ein von Daten, Fakten und Wertungen überquellendes, dennoch aber wohlgeordnetes und instruktives Handbuch vom Typus einer Fundgrube geschrieben (und nun erheblich erweitert), das auch 2007 nichts von seiner Geschlossenheit verloren hat. Den an den Vorzügen der beiden erstgenannten Typen Interessierten lässt es zwar nicht auf seine Kosten kommen, und es provoziert auch immer wieder zum Widersprechen, auch der fachmännische Leser kann aber in jedem seiner Kapitel ihm bisher Unbekanntes entdecken. Der Band wird seinen Wert behalten.